

Inhalt

Vorwort und Dank	11
------------------------	----

ERSTES KAPITEL

Der Krieg war aus und überall	13
Die kleinen Hoffnungsträger	15
Die Freiheit einer unbeaufsichtigten Kindheit	16
Brüder von Heinz Erhardt	17
»Das wird böses enden!«	19
Die bleierne Zeit	20
Kinder trösten ihre Mütter	22
Stellvertretende Schuld	23
Täter oder Opfer oder beides?	25
»Wie konnte mein Vater das tun!?!«	27
Die letzten Zeugen der Wehrmachtszeit	28
Kindersoldaten	29
Milder Blick auf die Eltern	31

ZWEITES KAPITEL

Die gut getarnte Vergangenheit	33
»Gerade erst den Luftschutzkellern entkommen«	35
Am Familientisch zwei Fraktionen	36
Politische Wortgefechte mit Subtext	37
Von Jugend an Pazifist	39
Kriegsnarben	41
Der abwesende Vater	42
Wachsendes Leid mit der Prothese	44
»Im Westen nichts Neues«	46
Mauerfall und Depression	48
Wenn Vater explodierte	49
In der Gedenkstätte Yad Vashem	51

Gespräche vom Krieg hinter verschlossenen Türen	53
»Mach einen Mann glücklich, dann geht es dir gut«	54
Alpträume und unwirksame Gebete	56
Das Ende falscher Schuldgefühle	58
Von der Schulbank in den Krieg	60
Die Hölle eines Tages	61

DRITTES KAPITEL

Vatertöchter	63
Mutig und dickköpfig?	65
Warum verbirgt jemand seine guten Seiten?	66
»Dann geh doch nach drüben!«	67
Eine Frau mit Improvisationstalent	69
Der Ehekrieg von zwei psychisch Kranken?	72
Das Rätsel mit den Panzern	73
Der Neffe wurde den Töchtern vorgezogen	74
Bloß keinen Mann wie meinen Vater!	76
Alles gescheiterte Liebesbeziehungen	78
Soldatenväter und Feminismus	79
Heinrich Böll, der »gute Vater«	81
Statt »Schwamm drüber« aufräumen	83
Eine Frau engagiert sich für Kinder im Irak	84
Zu Fuß von Riga nach Schleswig	85
Willy Brandts Kniefall in Warschau	87
Keine Karriere bei der Wehrmacht	88
Jäger, Kettenraucher und Anarchist	89
Großer Abstand zu anderen Menschen	91
Familieneinsatz auf der Baustelle	92
Man gab sich nur die Hand	94
Ein denkwürdiges Familienseminar	96
Untersuchung über Heimkehrer	97
Was Kinder nach dem Krieg beruhigte	99
INTERVIEW »Ich rechne auf«	
<i>Herbert W., geboren 1924, über seine Gefangenschaft</i>	
<i>in Russland</i>	100

VIERTES KAPITEL

Söhne im Schatten	115
Ein selbstbewusster Hartz-IV-Empfänger	117
Ohne haltbare Freundschaften	118
Das Glück eines Zündapp-Mopeds	120
Selbstmord mit 82 Jahren	121
Niemand mehr da, den man fragen könnte	123
Endlich frei sein!	124
Der Typ unvitaler Vater	126
Ein Lehrer, der seine Schulkinder liebt	127
Wiedersehen im November	128
Ein Mann mit starkem Willen und schwachen Nerven ...	129
Wer sich nicht wehrt, hat selbst Schuld	131
Die große Angst vor dem »Irrenhaus«	133
Bedauern über die eigene Kinderlosigkeit	136
Was verbirgt die stellvertretende Schuld?	137
Kein Talent zum Glücklichein	139
INTERVIEW »Ich weiß vieles, aber darüber rede ich nicht« <i>Friedrich S., geboren 1912, über seine Odyssee in der Wehrmacht</i>	141

FÜNFTES KAPITEL

Ermittler in eigener Sache	153
Ein Kämpfertyp	155
Im Land der Verlierer	156
Die Freiheit, über die eigene Geschichte zu verfügen ...	158
Kein Mangel an Geschenken	160
Bob Dylan und Joan Baez	162
Himmelfahrtskommando	163
Wie Besatzer ein Land ausräubern	165
Die Geschichte von Yvonne und Karl	167
Das Sterben vor dem biologischen Tod	168
Große Probleme mit Autoritäten	170
Ein Suizid vor 2000 Menschen	171
Der Alptraum vom Keller des Vaters	172
Lücken in den Nachforschungen	174

Spezialist im Umgang mit Sprengstoff	175
Ein Kind verliert den Boden unter den Füßen	177
Wie mit neuem Sauerstoff versorgt	178
INTERVIEW »Die Wehrmacht war Teil des verbrecherischen Systems«	
<i>Der Historiker Sönke Neitzel über die Protokolle des Unsagbaren</i>	179

SECHSTES KAPITEL

Die DDR-Variante	195
Bei Gefahr rückt die Familie zusammen	197
Stalingrad: auf 35 Kilo abgemagert	198
Vier Generationen unter einem Dach	200
Ein Traumatisierter mit vielen Ressourcen	201
Das Unglück kam mit der Pubertät	202
Urgroßmutter war der Schutzengel	204
Als der Vater sein Schweigen brach	205
INTERVIEW »Wer waren eigentlich die Juden?« –	
»Das weiß ich nicht«	
<i>Pfarrer Wolfram Hülsemann über seinen Kriegsvater und den Umgang der DDR mit der NS-Zeit</i>	206

SIEBTES KAPITEL

Nachkrieg und Kinderdressur	219
Babys unbedingt schreien lassen	221
Wie Kinder »freudigen Gehorsam« entwickeln	222
Eine behütete, enge Welt	223
»Das kann kein Gott vergeben«	226
Jeden Sonntag wurde der Krieg lebendig	227
Mutter und Vater: Zwei Unerlöste	228
Wie sich die Prügel im späteren Leben auswirkten	230
Dennoch ein gelungenes Leben	231
Das rauschende Fest zum 60. Geburtstag	233
Reisen mit leichtem Gepäck	235
Nebel und Vergesslichkeit	236

»Für meine Eltern waren wir Möbelstücke«	238
Wie ein Kind um seine Würde kämpfte	239
Wie hält man so viel Druck aus?	241
Mit 15 Jahren begannen die Depressionen	242
Als der Vater schwächer wurde	244
Ein netter Mann hatte keine Chance	246
Mit Dreißig kamen die gesundheitlichen Probleme	248
Angst und Wut eines Einzelgängers	250
Der Neid der Brüder	252
Als Kaufmann nie glücklich	254
Seit der NS-Zeit nichts dazugelernt	256
»Schade, dass man so einen Vater nicht zurückgeben kann«	258
INTERVIEW »Wie das Bild von des Kaisers neuen Kleidern«	
<i>Jürgen Müller-Hohagen über den Nebel in deutschen Familien</i>	259
Nachbemerkung von Jürgen Müller-Hohagen	274
ACHTES KAPITEL	
Woher kommt Orientierung?	277
Erinnerungen an einen liebevollen Vater	279
Die erste Familie starb bei einem Luftangriff	280
Gartenarbeit als Meditation	282
Alte Bücher und Briefe auf dem Dachboden	283
Geschichten ja, aber kein Überblick	285
Nachkriegskinder als Pioniere	287
Wenn das Vorbild fehlt	288
Was machte den Nebel so undurchdringlich?	291
Ein Kollektiv, das sein schlechtes Gewissen verdrängte	292
Alle hatten profitiert	294
Besser war's nicht. Besser ging's nicht	295
Anmerkungen	297
Bücher zum Thema	299

Vorwort und Dank

Seit meinem Buch »Die vergessene Generation« ein weiteres über »Kriegsenkel« folgte, wurde ich immer wieder auf Lesungen oder in Mails gefragt: »Ich bin weder Kriegskind noch Kriegsenkel, sondern Nachkriegskind. Haben Sie vor, sich auch mit meinen Jahrgängen zu befassen?« Meine Antwort darauf ist dieses Buch. An seinem Zustandekommen haben viele Menschen maßgeblich mitgewirkt, vor allem jene Nachkriegskinder, die darin zahlreich zu Wort kommen. Für ihre Offenheit bin ich ihnen sehr dankbar, vor allem auch für ihre Bereitschaft, die oft belastende Beziehung zum Kriegsvater vor dem Hintergrund der eigenen Lebenserfahrung und des Älterwerdens mit mir zu reflektieren. Fast alle biografischen Geschichten wurden anonymisiert und die geänderten Namen mit einem * gekennzeichnet. Mein Dank gilt auch den zwei ehemaligen Wehrmachtangehörigen sowie einigen Experten, die mir halfen, eine Reihe von wichtigen Fragen zu klären. Unsere Gespräche werden in diesem Buch in der Form des Interviews wiedergegeben.

Meinem Lektor Heinz Beyer danke ich sehr für seine Rückenstärkung, seine kluge Beratung und grundsätzlich für seinen Einsatz, einem schwierigen Thema Raum zu geben. Meinen besonderen Dank möchte ich dem Verlag Klett-Cotta sagen und dort allen jenen Mitarbeitenden, die nun schon seit vielen Jahren meine Buchprojekte unterstützen. Meinem Mann Georg Bode verdanke ich viele Anregungen. Manchmal lief ich Gefahr, mich in der Fülle des Stoffs mit seinen unzähligen Facetten zu verlieren, doch der Austausch mit ihm und vor allem sein Widerspruch halfen mir, in diesem komplexen Themenfeld meinen Standort wiederzufinden.

Dieses Buch ist dem Andenken an Uschi B. (1946–1997) gewidmet, meiner Freundin seit den Kindertagen. Bis zu ihrem Tod haben wir oft gemeinsam über unsere Kriegsväter nachgedacht. Als Jugendliche zum Beispiel fragten wir uns, was von dem so oft gehörten Satz zu halten sei: »Was Adolf gemacht hat, war nicht alles schlecht, er hätte nur eher aufhören müssen ...«

Der kollektive Nebel, der über der NS-Vergangenheit lag, hat lange Zeit unsere Wahrnehmung irritiert und uns in unserem Lebensgefühl verunsichert. Während meiner Arbeit an diesem Buch kam es immer wieder vor, dass ich unsere Gespräche in Gedanken fortsetzte.

Köln, im Juli 2011

Sabine Bode

Erstes Kapitel

**DER KRIEG
WAR AUS
UND ÜBERALL**

Die kleinen Hoffnungsträger

Als Kind sammelt man Wörter, jeden Tag kommen neue hinzu, und man lernt die wichtigen von den weniger wichtigen zu unterscheiden. »Krieg« gehörte zu meinem frühen Wortschatz. Als Dreijährige wurde ich mehrmals am Tag ermahnt: »Pst, Nachrichten! Krieg!« Die Erwachsenen wollten Radio hören. Etwas Unheimliches ballte sich in unserer Küche zusammen: Korea im Sommer 1950. Der Zweite Weltkrieg lag gerade fünf Jahre zurück, als die Angst vor einem Dritten Weltkrieg aufstieg.

In dieser Zeit konnte ich manchmal vor Angst nicht einschlafen. Da war ein Geräusch, von dem ich nicht wusste, was es war, dumpf, rhythmisch und sehr bedrohlich – ich nannte es »Krieg«. Erst viel später begriff ich, dass es die Bässe der Musik waren, die aus der Wohnung unter uns zu mir drangen. – Der Krieg war aus und überall.

Ich wurde 1947 geboren. Damit war ich etwas Besonderes. Es gab nur wenige Kinder in meinem Alter. Wie viele Säuglinge in den ersten Jahren nach Kriegsende an Epidemien starben, ist unbekannt; entsprechende Statistiken wurden nicht geführt. Keine Frage, wir waren die Hoffnungsträger des zerstörten Deutschland, das Licht am Ende des Tunnels. Das sagt sich so leicht dahin, aber in meinem Fall kann ich es beweisen. Meine Mutter hinterließ mir eine Mappe mit Glückwünschen zu meiner Geburt. Ich habe sie mir im Laufe meines Lebens öfter angesehen, und je älter ich werde, umso mehr berühren sie mich. Als ich geboren wurde, gab es kaum vorgedruckte Karten zu kaufen, man musste improvisieren. Dünne Bleistiftränder verraten, dass das Papier ursprünglich anders genutzt wurde. Viele gute Wünsche sind auf schwarzem Fotokarton zu lesen, oder auf braunem, gebrauchtem Packpapier, das gewendet wurde – wie der abgetragene Mantel

vom Vater, aus dem ich eine dicke Winterjacke geschneidert bekam. Aus jedem Brief, aus jeder Karte spricht große Freude, fast so, als wäre mit mir noch einmal das Christkind auf die Welt gekommen. Die meisten Gratulanten hatten sich die Zeit genommen, etwas zu zeichnen: dekorative Schriftzüge, von Blumen umrankte Segenswünsche und kleine, sorgfältig ausgemalte Szenen, die das Familienglück beschworen. Manche hatten gedichtet: »Sabinchen ist nun auf der Welt, was uns allen sehr gefällt ...« Es war eine liebevolle Begrüßung, die sich noch einige Jahre fortsetzte, weshalb sie mir in Erinnerung blieb.

Die Freiheit einer unbeaufsichtigten Kindheit

Wir wohnten in einer ländlichen Umgebung. Autos gab es nicht. Als kleines Kind durfte ich herumlaufen, wo ich wollte, auch ohne Aufsicht. Während meine älteren Geschwister in der Schule waren, ging ich auf Entdeckungsreise. Alle Erwachsenen, die mir auf meinen Wegen begegneten, blieben kurz stehen. Mein Auftauchen munterte sie sichtlich auf, denn sie sagten, wie schön es sei, mich zu sehen. Oft ging jemand in die Knie, sprach ein paar Sätze mit mir und steckte mir etwas Süßes zu.

Bei meinen Eltern war von Zuneigung dieser Art wenig zu spüren. Verständlicherweise waren sie alles andere als begeistert von der Ankunft eines vierten Kindes zu einem Zeitpunkt, als Deutschland am Boden lag und keiner wusste, ob es jemals wieder aufstehen würde, ob und wann der Vater Arbeit finden würde. Wie alle Eltern dieser Zeit brauchten sie ihre ganze Kraft für den Überlebenskampf. Außerdem waren sie der Meinung, ein Kind zu verwöhnen sei ein kapitaler Erziehungsfehler, sie waren Anhänger der Johanna Haarer, deren Bücher in der NS-Zeit Müttern nahegelegt hatten, ihre Kleinkinder wie Äffchen zu dressieren. Umso schöner für mich, dass es außerhalb unserer Wohnung nicht nur eine unbeaufsichtigte Kindheit gab, sondern auch Be-

gegnungen mit Erwachsenen, die sich unverhohlen freuten, wenn sie mich sahen. Aus beidem entwickelte sich, was ich später als Journalistin gut brauchen konnte: zum einen die Neugier, Unbekanntes zu erforschen, und zum anderen das Gefühl, in einer mir fremden Umgebung grundsätzlich willkommen zu sein.

In den fünfziger Jahren war die Welt noch nicht in Ordnung. Auf ganz Europa lasteten die Folgen eines verheerenden Kriegs, und die Deutschen in West und Ost bemühten sich, möglichst wenig an den Holocaust zu denken. Noch 1970 empfand fast die Hälfte der Westdeutschen Willy Brandts Kniefall am Mahnmal für die Opfer des Warschauer Ghettos als »übertrieben«, wie eine Umfrage ergab.

Ende der fünfziger Jahre begannen sich die Verhältnisse zu stabilisieren. Auch meinen Eltern war es gelungen, ihr Leben wieder in normale Bahnen zu lenken. Die Männer trugen noch Hüte, sie sahen eleganter aus als die Väter heute. Aber die Hüte schienen ihnen auch etwas Unnahbares zu geben, im Unterschied zu den kumpelhaften Vätern heute mit ihren Baseballkappen. Arbeitseifer und Wirtschaftswunder machten Dinge möglich, von denen man wenige Jahre zuvor nur geträumt hatte. Als immer mehr Nachbarn ein Auto besaßen, als Urlaubskarten vom Mittelmeer eintrafen, als die ersten italienischen Eisdieleen öffneten und Elvis Presley als GI nach Deutschland kam, da war klar: Man hatte das Schlimmste hinter sich.

Brüder von Heinz Erhardt

Die Erwachsenen wurden etwas gelassener, auch fröhlicher und vor allem dicker. Viele gertenschlanke Männer legten sich innerhalb eines halben Jahres einen Bauch zu. Die Auswirkungen der Fresswelle lassen sich gut an den frühen Karnevalssitzungen »Mainz wie es singt und lacht« studieren, die als Kult gelten, weshalb das Fernsehen sie gern wiederholt. Da sieht man im Publi-

kum recht junge, gut genährte Bürgersleute mit Doppelkinn – sie alle Brüder von Heinz Erhardt –, neben ihnen schunkelnde Damen, die ihre unbedeckten Speckärmchen links und rechts eingehakt haben. Als die Frauen pummelig wurden, hörte man sie immer häufiger kichern wie junge Mädchen. So lange hatten sie auf Luxus verzichten müssen, auch das war nun vorbei. Man konnte wieder ausgehen, man konnte sich etwas gönnen, eine Reise nach Paris zum Beispiel. Nur an ihren Normen und Einstellungen hatten die Erwachsenen nichts geändert. »Das tut man nicht!« war der Satz, den Kinder am häufigsten hörten. Warum man das nicht tat oder nicht tun sollte, wurde nicht erklärt.

An den Schulen der Bundesrepublik unterrichteten überwiegend ältere Lehrerinnen und Lehrer, streng und latent gereizt, mit Strafen waren sie schnell bei der Hand. In meiner Volksschule verbreitete eine Lehrerin mit dem Namen Lang nichts anderes als Furcht und Schrecken. Hinter ihrem Rücken sangen wir: »Die Lang, die Lang, die macht die Kinder bang. Mit Säbel und mit Schießgewehr ist die hinter den Kindern her.«

Wie neidisch war ich, als mir Verwandte aus der DDR erzählten, bei ihnen seien die Lehrer überwiegend jung – kaum älter als die Oberschüler der letzten Klasse. Das Lehrerkollegium auf meinem Gymnasium bestand überwiegend aus – ich will es mal vorsichtig ausdrücken – schwierigen älteren Menschen. Wenn sie das Klassenzimmer betraten, waren ihre Gesichter frei von Freundlichkeit. Bestenfalls schauten sie neutral, häufig aber einfach nur schlecht gelaunt. Jede kleine Unregelmäßigkeit schien sie zu stören. Heute weiß ich: Ihre Stressanfälligkeit war enorm hoch, ihnen steckte der Krieg noch in den Knochen. Als Kind dachte ich: Wenn man groß ist, lacht man nicht mehr, man weiß alles besser, man mag Kinder nicht.

Manche Lehrer schlugen noch mit dem Stock und wurden nur deshalb nicht gebremst, weil in vielen Elternhäusern nichts anderes geschah und Solidarität mit den eigenen Kindern ein

Fremdwort war. Wer sich bei den Eltern über Prügel in der Schule beschwerte, bekam zu hören: »Hättest du dich anständig benommen, wäre dir das nicht passiert!«

Die meisten Erwachsenen duldeten keinen Widerspruch. Wie das im Alltag aussah, lässt sich an einer Szene aus dem Heinz-Erhardt-Film »Vater, Mutter und neun Kinder« von 1958 gut nachvollziehen. Alle sitzen am Tisch, die muntere Kinderschar benimmt sich aus heutiger Sicht völlig normal. Doch die Mutter ist um absolute Kontrolle bemüht, und so hagelt es ohne Pause Ermahnungen und Maßregelungen, genau so, wie es in der Nachkriegszeit üblich war: Sitz gerade, schling nicht so, sei nicht so vorlaut, wie sehen deine Fingernägel aus, man spricht nicht mit vollem Mund, sei nicht so neugierig, rei dich endlich zusammen ...

Eigentlich wurde man als Kind ständig eingeschränkt, frustriert, überfordert. Irgendwann, in der Jugend, als man dem Zugriff der Eltern entronnen war, ergab deren »komisches Verhalten« reichlich Stoff für fröhliche Runden auf Partys und später in Wohngemeinschaftsküchen. Ein damals beliebter Witz ging so: Ein Kind schreit: »Ich will aber nicht nach Amerika. Ich will nicht nach Amerika!« Darauf die Mutter: »Sei endlich still. Schwimm weiter!« Damals lachten wir nur über eine absurde Situation. Dass in diesem Witz die eigenen Eltern karikiert wurden, konnten wir als Jugendliche nicht sehen – dafür fehlte uns die Lebenserfahrung.

»Das wird bös enden!«

Wir machten uns gern lustig über den Erziehungsstil und die Schwarzmalerei in der Elterngeneration. Zu unseren Lieblingsprüchen gehörte »Das wird bös enden!« aus der Filmkomödie »Zur Sache, Schätzchen«. Der aufmüpfige Geist von 1968 erfasste auch jene, die keine Weltrevolution wollten, sondern einfach nur ein bisschen mehr persönliche Freiheit. Fast alle meine Ge-

sprächspartner, deren Biografien diesem Buch zugrunde liegen, haben sich im Umgang mit ihrer eigenen Erziehung eine gewisse Ironie zurechtgelegt. Sie alle sind mit den aus dem Heinz-Erhardt-Film zitierten Sprüchen groß geworden. Sie ergaben die Melodie der vorherrschenden Pädagogik, die sich, etwas pauschal ausgedrückt, nur in einem Punkt unterschied: Es gab Schläge oder es gab keine Schläge. So waren auch die meisten Kinder vor dem Krieg und im Krieg behandelt worden. Aber ich bin mir sicher, dass die Eltern der Nachkriegszeit ihren Erziehungsstil noch rabiater praktizierten, einfach deshalb, weil sie ständig überlastet waren, das Nervenkostüm dünn war, ihre Selbstkontrolle versagte und sie auf diese Weise Dampf ablassen konnten – vor allem aber, weil diese Pädagogik so gut funktionierte. Viele Eltern waren stolz auf ihr konsequentes Handeln. Etwaige Nebenwirkungen wurden nicht mit Bestrafung in Verbindung gebracht. Oder doch? Wurden sie womöglich als das kleinere Übel in Kauf genommen? Der Gedanke muss erlaubt sein. Fortwährend eingeschüchterte Kinder machen vielleicht ins Bett, aber sie machen keinen Krach. Ganz ahnungslos können Eltern in den sechziger Jahren nicht mehr gewesen sein.

Auf Kaffeekränzchen wurde durchaus über die Ursachen von Bettnässen geredet, und man kann davon ausgehen, dass unter einem halben Dutzend Müttern wenigstens eine war, die unter Kindererziehung etwas anderes verstand als Drohen und Strafen.

Die bleierne Zeit

Oft sind die fünfziger und die Anfänge der sechziger Jahre nach einem Kinofilm von Margarethe von Trotta »Die bleierne Zeit« genannt worden. Für mich war es die Zeit der Abwertungspädagogik. Dass sie nun schon lange durch den Volkserzieher Fernsehen geächtet ist, dass in jeder Familienserie Eltern als vorbildlich gelten, die ihre Kinder respektieren, dafür werde ich den

68ern ein Leben lang dankbar sein. Mir ist meine Prägung durch die Nachkriegszeit sehr bewusst, und während ich mich beruflich mit Kriegskindern und später mit Kriegsenkeln beschäftigte, war mir klar, dass ich weder zur einen noch zur anderen Gruppe gehörte und dass mir diese Distanz bei meiner Arbeit half. Ein Buch zu schreiben, das auch meine eigene Altersgruppe in den Mittelpunkt stellte, wäre mir nicht in den Sinn gekommen. Doch als dem Buch »Die vergessene Generation« über die Kriegs Kinder das Buch »Kriegsenkel« folgte, das sich im Wesentlichen an die 1960er Jahrgänge richtet, stand bei jeder Lesung jemand auf und sagte: »Ich bin weder Kriegs Kind noch Kriegsenkel. Was ist mit uns? Was ist mit uns Nachkriegskindern?«

Ein Jahr ließ ich mir Zeit, um auszuloten, ob Recherchen über die Jahrgänge von 1946 bis 1960 tatsächlich ausreichend Neues zu Tage fördern würden. Ich wollte mich ja nicht langweilen, und ich wollte mich nicht wiederholen. So waren bei Kriegs kindern, Nachkriegskindern und Kriegsenkeln die Gemeinsamkeiten in den Beziehungen zu den Eltern nicht zu übersehen. Wobei man im Blick behalten muss: Wir reden hier nicht von den Problemen ganzer Generationen, sondern von Auffälligkeiten innerhalb bestimmter Altersgruppen, von gesellschaftlichen Mustern, und natürlich lässt sich nur ungenau trennen, welche Defizite im Verhalten Erwachsener ursächlich auf Kriegstraumatisierungen zurückzuführen sind und welche einer gnadenlosen Erziehung oder anderen Faktoren geschuldet sind. Es gibt auch ohne den Hintergrund Krieg und Vertreibung ausreichend kranke Familien.

Mutter oder Vater wurden mir häufig als wenig emotional beschrieben; der Zugang in die Gefühlswelt eines Kindes, hieß es, sei nur selten gelungen. Seelischer Schmerz war keine Kategorie. Probleme wurden häufig nicht ernst genommen, sondern als »Problemchen« abgetan. Kinder wurden nicht getröstet, sondern beschwichtigt. Auffällig auch das auf den Kopf gestellte Eltern-Kind-Verhältnis: dass man sich für das Glück der Mutter oder des